

Textauszug aus: Anne Holt, Die Wahrheit dahinter, Roman

Aus dem Norwegischen von Gabriele Haefs

416 Seiten

Kartonierte

EUR(D) 9,95 / sFr 18,-

ISBN13 978-3-492-24432-9

Donnerstag, 19. Dezember

Der Hund war alt. Seine Hüften waren durch Verkalkungen steif und ungelentk geworden. Durch die Krankheit ähnelte das Tier fast einer Hyäne, mit kräftiger Brust und einer gewaltigen Nackenpartie, die zu dem mageren Hinterteil hin jählings schmaler wurde. Der Schwanz krümmte sich um die Hoden.

Das räudige Tier kam und ging. Niemand konnte sich daran erinnern, wann es zuerst aufgetaucht war. Es gehörte in gewisser Weise zu dieser Gegend dazu; eine Unannehmlichkeit, die man nicht vermeiden konnte, wie das Scheppern der Straßenbahnen, die falsch geparkten Wagen und die bei Glatteis nicht gestreuten Wege. Man mußte sich eben vorsehen. Die Kellertüren verschlossen halten. Die Katze über Nacht ins Haus holen. Im Hinterhof sorgfältig die Deckel auf die Mülltonnen legen. Manchmal beschwerte jemand sich bei der Gesundheitsbehörde, wenn an drei Morgenden hintereinander Essensreste und andere Abfälle bei den Fahrradständern herumlagen. Eine Reaktion kam nur selten, und nie wurde auch nur der Versuch unternommen, das Tier zu fangen.

Wenn sich jemand die Frage gestellt hätte, wie dieser Hund eigentlich lebte, dann wäre die Antwort gewesen, daß er sich nach einem gewissen Muster durch den Stadtteil bewegte, einem Muster, das unregelmäßig und deshalb nicht so leicht zu durchschauen war. Wenn jemand sich dafür interessiert hätte, hätte dieser Jemand erkennen können, daß der Hund nie weit weg war, daß er selten sein Revier verließ und daß dieses Revier nur fünfzehn oder sechzehn Häuserblocks umfaßte. So lebte der Hund seit fast acht Jahren.

Er kannte sein Revier und machte um andere Tiere einen großen Bogen. Er wich Schoßhunden an bunten Nylonleinen aus und wußte schon längst, daß Rassekatzen mit einer Glocke am Hals eine Versuchung darstellten, der er besser nicht erlag. Er war ein herrenloser Bastard in Oslos nobelstem Westend und blieb deshalb lieber in Deckung.

Die unerwartet hohen Temperaturen vor Weihnachten lagen hinter ihnen. Ein eiskalter Frost hatte den Asphalt überzogen. In der Luft lag ein Hauch von Schnee. Der Hund kratzte mit seinen Krallen über das Eis, und er zog ein Hinterbein nach. An der linken Seite seines Hinterteils leuchtete im Laternenlicht eine Schramme, sie schimmerte im spärlichen Fell violett und war verschmiert mit gelbem Eiter. Er war am Vorabend an einem Nagel hängengeblieben, auf der Suche nach einem Schlafplatz.

Der Wohnblock lag ein Stück abseits der Straße. Ein Plattenweg durchschnitt den Vorgarten. Feuchtes, totes Gras und ein von einer Plane bedecktes Blumenbeet lagen in einem auf Kniehöhe von einer schwarz angestrichenen Kette abgegrenzten Bereich. Rechts und links des Eingangs stand je ein mit elektrischen Kerzen geschmückter Weihnachtsbaum.

Der Hund unternahm an diesem Abend schon den zweiten Versuch, in ein Haus zu gelangen. In der Regel gab es immer irgendeinen Weg. Natürlich war es bei unverschlossener Tür am einfachsten. Ein leichter Sprung, ein Pfotenhieb gegen die Klinke. Ob die Tür sich nach außen oder nach innen öffnete, spielte normalerweise keine Rolle, unverschlossene Türen waren sowieso eine Kleinigkeit. Sie waren aber auch selten. In der Regel mußte er nach angelehnten Kellerfenstern suchen, nach lockeren Brettern an Mauern, die renoviert werden sollten, nach Luken unter morschen Kellertreppen. Nach Eingängen, die außer ihm alle vergessen hatten. Es gab nicht überall welche, und manchmal waren die Luken repariert worden, die Fensterblenden festgenagelt und die Mauern neu verputzt. Oft war alles dicht und undurchdringlich. Dann zog er weiter. Es konnte Stunden dauern, bis er einen Unterschlupf für die Nacht gefunden hatte.

In diesem Haus gab es einen Zugang. Er kannte ihn, er war einfach, aber er mußte vorsichtig bleiben. Er schlief immer nur eine Nacht am selben Ort. Bei seinem ersten Versuch an diesem Abend war jemand gekommen. Das konnte schon einmal

vorkommen. Dann lief er ganz schnell davon, zwei oder drei Blocks weiter. Legte sich unter einen Busch, einen Fahrradständer, versteckt für alle, die nicht so genau hinsahen. Dann machte er noch einen Versuch. Ein brauchbarer Zugang war schon zwei Versuche wert.

Aber in der letzten Stunde war der Frost stärker geworden. Und es schneite jetzt wirklich; trockene leichte Flocken, die den Boden mit Weiß bedeckten. Er zitterte, und er hatte seit mehr als vierundzwanzig Stunden nichts mehr zu fressen gefunden.

Jetzt lag das Haus ganz still vor ihm.

Die Lichter zogen ihn an und machten ihm zugleich angst.

Licht barg stets die Gefahr, daß man gesehen wurde. Und dann war es eine Bedrohung. Aber Licht bedeutete auch Wärme. Das Blut pochte schmerzhaft in der entzündeten Schramme. Zögernd stieg er über die niedrig hängende Kette. Er wimmerte, als er sein Hinterbein hob. Sein Durchgang, der Weg in den Verschlag mit dem achtlos in eine Ecke geworfenen alten Schlafsack, lag hinten im Haus, zwischen der Kellertreppe und zwei nie benutzten Fahrrädern.

Aber die Haustür war heute auch nur angelehnt.

Haustüren waren gefährlich. Er könnte eingesperrt werden. Aber ein warmes Licht lockte ihn trotzdem an. Treppenhäuser waren besser als Keller. Ganz oben, wo nur selten jemand vorbeikam, war es warm.

Mit gesenktem Kopf näherte er sich der Steintreppe. Er blieb mit erhobener Vorderpfote stehen, dann trat er langsam in den Lichtkegel hinein, der aus dem Treppenhaus herausfiel. Nirgendwo war auch nur eine Bewegung zu sehen, kein bedrohliches Geräusch war zu hören, nur das ferne, vertraute Rauschen der Stadt.

Und dann war er im Haus.

Wo es noch eine offene Tür gab.

Es roch nach Essen, und es war ganz still.

Es roch so sehr nach Essen, daß er nicht mehr zögerte. So schnell er konnte, humpelte er in die Wohnung hinein, blieb in der Diele aber stehen. Er knurrte tief in der Kehle und fletschte die Zähne, als er den Mann auf dem Boden sah. Nichts passierte. Der Hund ging weiter, neugierig jetzt, eher neugierig als ängstlich. Vorsichtig näherte seine Schnauze sich dem bewegungslosen Körper. Behutsam leckte er an der Blutlache, die den Kopf des Mannes umgab. Seine Zunge wurde schneller, schrappte über den Boden, befreite die Wange des Mannes von der geronnenen Masse, bohrte sich ins Loch gleich neben der Schläfe: Der ausgehungerte Hund leckte alles, was er aus dem Schädel nur herausholen konnte, ehe ihm aufging, daß er für seine Nahrung gar nicht so hart zu arbeiten brauchte.

In der Wohnung lagen drei Körper. Sein Schwanz peitschte vor Begeisterung.

»Hier gibt's nichts zu diskutieren. Nefis muß sich verdammt noch mal an unsere Sitten halten.«

Marry knallte die Tür zu.

»Eins, zwei, drei, vier«, zählte Hanne Wilhelmsen, und bei vier stand Marry wieder im Zimmer.

»Wenn ich zu Weihnachten zu diesen Muslimisten fahren würde, dann würde ich auch essen, was sie mir vorsetzen. Das ist doch eine Frage der Höflichkeit, wenn du mich fragst. Sie ist ja nicht mal fromm. Das hat sie mir schon ganz oft gesagt. Und Heiligabend gibt's in Norwegen eben Schweinerippe. Und damit basta!«

»Aber Marry!« Hanne setzte resigniert zu einem neuen Versuch an. »Können wir nicht geräuchertes Hammelfleisch essen? Damit wäre das ganze Problem gelöst. Wir hatten doch letztes Jahr schon Rippe.«

»Das Problem?«

Marry Samuelsen hatte früher einmal als Harry Marry gelebt, Oslos älteste Straßennutte. Hanne war drei Jahre zuvor in Verbindung mit einem Mordfall über sie gestolpert. Marry war damals arg verkommen gewesen, Drogen und Großstadtkälte hatten ihre Spuren hinterlassen. Jetzt lebte sie als Haushälterin bei Hanne und Nefis in deren Siebenzimmerwohnung in der Kruses gate. Marry fuhr eifrig mit ihren gichtig geplagten Händen über ihre Schürze.

»Das Problem, beste Hanne Wilhelmsen, ist, daß die einzige Weihnachtsrippe, die ich je in mein zahnloses Maul schieben konnte, als ich dich und Nefis noch nicht kannte, wäßrig und kalt war und auf einem Pappteller der Heilsarmee lag.«

»Das weiß ich, Marry. Wir können doch auch zwei Gerichte einplanen? Wir können uns das leisten, das weißt du.«

Hanne Wilhelmsen sah sich mit resignierter Miene im Zimmer um. Das einzige Möbelstück, das Hanne aus der Wohnung in Lille Tøyen mitgebracht hatte, wo sie mehr als fünfzehn Jahre gelebt hatte, war ein antiquarischer Sekretär, der in einer Ecke am Ausgang zu einer riesigen Terrasse fast verschwand.

»Weihnachten ist kein Platz für Kompromisse«, erklärte Marry feierlich. »Wenn du so wie ich Jahr für Jahr, einen Heiligabend nach dem anderen, an einem Speckstück gelutscht hättest, das zu zäh zum Essen war, und wenn du dabei einsam und vergessen in einer Ecke gesessen hättest, dann wüßtest du, daß es hier darum geht, daß wir auf unsere Träume aufpassen müssen. Heiligabend mit Kristall und Silber, einem Baum in der Ecke und einer dicken fetten Rippe mitten auf dem Tisch mit einer so knusprigen Schwarte, daß sie kracht. In all den Jahren hab ich davon geträumt. Und so machen wir das jetzt endlich. Soviel Respekt könnt ihr einer armen Alten, die vielleicht nicht mehr lange zu leben hat, ja wohl entgegenbringen.«

»Hör doch auf, Marry. Du bist doch wunderbar in Form. Und besonders alt bist du auch nicht.«

Marry machte abermals auf dem Absatz kehrt, sagte kein Wort und marschierte davon. Sie zog das eine Bein heftig nach. Mit rhythmischem Hinken verschwand sie in der Küche. Hanne hatte beim Einzug gemessen, war die Entfernung abgeschritten, als sie sich ungesehen geglaubt hatte: sechzehn Meter vom Sofa zur Küchentür. Vom Eßzimmer bis ins größere Badezimmer waren es elf Meter. Vom Schlafzimmer bis zur Haustür sechseinhalb. Die Wohnung schien sozusagen aus Entfernungen zu bestehen.

Sie goß sich aus einer stählernen Thermoskanne neuen Kaffee ein und schaltete den Fernseher ein.

Zum allerersten Mal hatte sie sich über Weihnachten freigenommen. Ganze zwei Wochen. Nefis und Marry hatten alle Welt zu einem ausgiebigen Frühstück am Ersten Weihnachtstag eingeladen, und zwischen den Jahren hatten sie allerlei Mittagessen geplant, zu Silvester dann ein großes Fest. Am Heiligen Abend selbst aber würden sie unter sich sein. Glaubte Hanne. Man wußte ja nie.

Hanne Wilhelmsen fürchtete sich vor diesem Fest, und zugleich freute sie sich darauf.

Das Fernsehen brachte eine Verfilmung der Weihnachtsgeschichte. Das Jesuskind hatte seltsamerweise blaue Augen. Maria war stark geschminkt und hatte blutrote Lippen. Hanne schloß die Augen und stellte den Ton leiser.

Sie versuchte, nicht an ihren Vater zu denken. In letzter Zeit kostete das immer zuviel Kraft.

Der Brief hatte sie zu spät erreicht. Es war jetzt drei Wochen her. Hanne ging davon aus, daß ihre Mutter ihn ganz bewußt mit der Post geschickt hatte. Alle wußten schließlich, daß auf die Post kein Verlaß mehr war. Die Todesanzeige war sechs Tage unterwegs gewesen. Und als der Brief ankam, hatte die Beerdigung schon stattgefunden. Was im Grunde ja keine Rolle spielte. Hanne wäre doch nicht hingegangen. Sie konnte sich alles lebhaft vorstellen: die Familie in der ersten Reihe. Der Bruder. Die Hand der Mutter in seiner, eine abstoßende Krallenhand, überwuchert von Ekzemen, so daß Hautschuppen über die dunkle Hose des Sohnes rieselten. Die Schwester trug eine teure Kreation, sie schluchzte immer wieder laut auf, war aber doch nicht so gebrochen, daß sie nicht auf alle Trauergäste einen überaus eleganten Eindruck gemacht hätte; die Kollegen des Vaters aus dem In- und Ausland, die eine oder andere akademische Berühmtheit, betagte Damen, die ihre Morgentoilette nicht mehr ganz im Griff hatten und deshalb in den Bankreihen den unerträglichen Geruch altmodischen Parfüms verströmten.

Das Telefon klingelte mit einem arabischen Tanz. Marry hatte mit dem Tonmenü experimentiert und gedacht, Nefis werde sich über orientalische Klänge freuen. Hanne nahm ab, damit Marry ihr nicht zuvorkam.

»Billy T. hier«, hörte sie, noch ehe sie etwas sagen konnte. »Du solltest mal hier vorbeischaun.«

»Jetzt? Es ist schon nach elf.«

»Trotzdem. Riesensache.«

»Morgen ist mein letzter Arbeitstag vor den Ferien, Billy T. Das bringt ja wohl nichts, daß ich mich an einen Fall mache, wo ich dann wirklich nur noch den Anfang mitkriege.«

»Die Ferien kannst du dir abschminken, Hanne.«
»Spinn hier nicht rum. Bis dann. Ruf jemand anders an. Ruf die Polizei an.«
»Sehr komisch. Komm schon. Vier Leichen, Hanne. Mutter, Vater, Sohn. Und dann noch einer, von dem wir nichts wissen.«
»Vier... vier Leichen? Vier Ermordete?«
»Yep. Und das ganz in deiner Nähe. Wenn du willst, sehen wir uns da.«
»Quadrupelmord ...«
»Hä?«
»Soll das heißen, daß wir es mit einem vierfachen Mord zu tun haben?«
Aus dem Hörer kam ein demonstratives Seufzen.
»Wie oft muß ich das denn noch wiederholen«, fragte Billy T. wütend. »Vier Tote. In einer Wohnung in der Eckersbergs gate. Allesamt erschossen. Grauenhafter Anblick. Die Leichen sind nicht nur durchsiebt, sondern... es war... danach war noch irgend etwas hier. Ein Tier. Oder so...«
»Herrgott...«
Auf dem Bildschirm klopfte Josef jetzt in der Abenddämmerung an Türen. In einer kurzen Großaufnahme seiner Hand, die an eine rustikale Tür in Bethlehem pochte, stellte Hanne fest, daß der Schauspieler vergessen hatte, seine Uhr abzulegen.
»Absurd«, murmelte sie. »Ein Tier?«
»Ein Hund, nehmen wir an. Er hat... sich bedient, könnte man wohl sagen.«
»Eckersbergs gate, hast du gesagt?«
»Nummer fünf.«
»Bin in zehn Minuten da.«
»Bei mir kann es etwas länger dauern.«
Sie legten gleichzeitig auf, Hanne trank den letzten Schluck Kaffee und erhob sich.
»Willst du noch weg?«
Marry stand breitbeinig in der Tür und stemmte die Hände in die Hüften. Ihr Blick zwang Hanne dazu, sich wieder zu setzen. Sie hob abwehrend die Hände.
»Das ist wirklich ein sehr wichtiger Fall«, sagte sie.
»Du kannst mich mal mit deinem Wichtig«, bellte Marry. »Nefis kommt in einer halben Stunde nach Hause. Sie ist schon unterwegs vom Flugplatz. Jetzt war sie eine ganze Woche weg, und ich stehe seit sieben in der Küche. Du bleibst hier!«
»Ich muß dahin.«
Marry biß sich auf die Lippen. Für einen Moment schien sie an etwas ganz anderes zu denken.
»Dann mußt du was zu essen mitnehmen. Triffst du dich mit diesem Grobian?«
»Mmm.«
Fünf Minuten später war Hanne fertig. In ihrer Schultertasche lagen zwei Plastikdosen mit Rentierbraten, ein halbes, in Scheiben geschnittenes Brot mit einer dicken Schicht Butter, zwei Äpfel, anderthalb Liter Cola, eine große Tafel Schokolade, eine Packung Servietten, zwei Plastikbecher und außerdem Silberbesteck. Sie versuchte zu protestieren.
»Es ist doch mitten in der Nacht, Marry. Soviel brauch ich wirklich nicht.«
»Aber sicher doch. Wir wissen schließlich nie, wann wir dich wieder sehen«, murmelte Marry. »Und vergiß nicht, das Silberbesteck wieder mitzubringen.«
Dann schloß sie sorgfältig hinter Hanne die Tür ab, alle drei Schlösser.